

Neu von der christlichen Hoffnung sprechen 1.12.2014 in Ludwigshafen

1.

„Glauben Sie/ fragte man mich/ An ein Leben nach dem Tode...“ Die Frage könnte aus einer neuen EKD- Umfrage stammen, die religiöse Hoffnungsinhalte erforscht. Ernst und kritisch wird die Frage, wenn der Tod selber in der Nähe einschlägt. Bei Marie Luise Kaschnitz (1901-1974) steht im Hintergrund der Tod ihres Mannes, der nach quälenden Monaten an einem Hirntumor gestorben war. Das ist der persönliche Stachel, der die Dichterin immer neu umtrieb, die Hoffnungsperspektiven zu erkunden. Sie weiß keine präzise Auskunft zu geben, grenzt sich ab von hierarchischen Himmelsvorstellungen, von Verdammnis-Bildern. Und beschwört dann als Hoffnungsinhalt ein einziges Wort: „Nur Liebe/ frei gewordne/ Niemals aufgezehrte/ Mich überflutend...“. Für mich der Versuch einer neuen Sprache.

Der unzeitige, der in der Nähe erlebte Tod lässt neu nach der Hoffnung fragen. Das ist besonders schmerzlich beim Sterben von Kindern. Als Achtjähriger kam ich mit meinem Opa an der Stelle vorbei, wo ein Motorradfahrer gerade ein Kind überfahren hatte. Das Bild ist ebenso unverlierbar wie die Fragen. Luther hat 1542 Wochen lang um den Verlust seiner zwölfjährigen Magdalena getrauert. Das wurde ein Teil seiner „Altersdepression“ (Thomas Kaufmann) Und die Leukämie- Erkrankung, die einen Zehnjährigen zeichnet, fordert den Lebensmut wie die Hoffnungskraft seiner Umgebung heraus. Erinnern Sie sich, was der Junge als letztes seiner Vertrauten auf einen Zettel schreibt? „Nur der liebe Gott darf mich wecken“ Damit endet Eric- Emmanuel Schmitts „Oskar und die Dame in Rosa“. Mit diesem neuen, von mir sonst noch nie gehörten Hoffnungswort endet die Erzählung.

Natürlich geht es bei der christlichen Hoffnung auch um Alltagsgestaltung, um Weihnachtsvorbereitungen, Routineterminen bei Ärzten, um Reiseplanungen. Um die Hoffnungen im Nahbereich. Aber die allgemeine Frage nach der Hoffnung wird dort dringlich und provokativ, wo der Tod als Zerstörer erlebt wird. Bei schwerer Krankheit, Unfällen, unerwarteten Abschieden von Freunden und Nächsten. Insofern sind wir wohl alle irgendwie herausgefordert, sind Betroffene, die Abschiede von unserer Elterngeneration erlebt haben, Zeugen von zerstörerischen Kriegskonflikten waren und sind, unbegreifliche Trennungen zu verkraften hatten. Oder auch selber den Tod aus der Nähe getroffen haben.

Der Ernstfall der Hoffnung heißt Tod.

2.

Auch heute bleiben die Erfahrungen des jähen, des viel zu frühen Todes, in unserm eigenen Land wie im Blick auf die Weltbevölkerung. Was immer stärker zu schaffen macht, ist neben dem unheimlichen, dem frühzeitigen Tod das langsame Sterben, die Monate und Jahre in Angewiesenheit auf Intensivpflege, oft in Demenz und extremer Gebrechlichkeit. Patientenverfügungen, Vorsorgevollmachten werden erforderlich. Diese Entwicklung wirft nicht nur die Fragen nach dem Recht auf Sterben, nach passiver oder aktiver Sterbehilfe auf. Sie lässt nach einer Begleitung auf den Sterbewegen fragen. Diese neue Lage in der „Geschichte des Todes“ verändert auch die Perspektiven der Hoffnung. Wird mit dem immer höheren Alter nicht die Hoffnung über den Tod hinaus entbehrlicher? Nach der Formel: „Mehr Lebenszeit- weniger Jenseits“. So die Zusammenfassung einer englischen Studie. „Die Aussicht auf mehr Lebenszeit schmälert demnach die Orientierung an religiösen Heilserwartungen.“ (Christ in der Gegenwart Nr. 16 vom 17.4.14) Ist die Hoffnung dann eher konzentriert auf ein gnädiges Sterben und weniger auf eine Überwindung des Todes? Zugleich entschwindet, so heißt es, die Sorge um ein Bestehen- Können in einem künftigen Gericht über das eigene Leben.

Mit den Fortschritten der Medizin und der höheren Lebenserwartung ändern sich die Gesichter des Todes.

3.

Die persönliche Hoffnungsbiographie lässt sich schwer ablösen von der gesellschaftlichen Großwetterlage der Hoffnung. Nie werde ich die Entdeckung vergessen, die 1964 das Frühwerk Jürgen Moltmanns 1964 in meiner Studienzeit bedeutet hat. Seine „Theologie der Hoffnung“ (1964) war ein Aufbruchssignal, hineingeworfen in die kirchliche wie politische Landschaft. Aus dem Hintergrund leuchtete wie ein Wetterfeuer das gewaltige Blochsche Werk „Prinzip Hoffnung“. Und die Studentenbewegung, die Abrechnung mit der Elterngeneration, die Bewegung gegen den Vietnamkrieg und für „mehr Demokratie wagen“ (Willy Brandt) stehen für die Freisetzung einer großen gesellschaftlichen Hoffnung. Die „Befreiungstheologie“ beschwor die Chancen für eine irdische Überwindung aller

Unrechtsverhältnisse. Ich bin kein Achtundsechziger geworden. Aber unvergesslich bleibt die Atmosphäre der Aufbrüche. Damals wurde eine enge Verwandtschaft zwischen der gesellschaftliche und der biblischen Hoffnung zu greifen. Das letzte Kapitel Moltmanns ist überschrieben „Exodusgemeinde“. Und es geht neu um „Die Christenheit im Erwartungshorizont des Reiches Gottes“. Diese Welt hier „wird offen für die liebende, dienende Entäußerung zugunsten einer Humanisierung der Verhältnisse, zugunsten der Rechtsverwirklichung im Lichte des kommenden Gottesrechtes.“ (So auf der letzten Seite S. 312)

Öffnung der Horizonte, Konstellationen der Hoffnung: Vor 25 Jahren erinnern wieder eine Situation des Aufbruchs in Deutschland, mit dem Kollaps des SED- Staates, ohne Blutvergießen ein Sieg der Friedensgebete und Demonstrationen, in einer Sondersituation der Sowjetunion. Mit einer neuen Blüte der Hoffungskräfte, in unserem Land, sei es mit einem dritten Weg, sei es mit einem raschen Zusammenschluss der beiden Teile Deutschlands erkämpft. Visionen für ein in Frieden geeintes Europa.

Und heute nach fünfzig Jahren? Da will ich nur eine einzige Beobachtung einfügen. „Hat die Zukunft noch eine Zukunft?“ (FAZ Juli 2014) Es mag bitter klingen, in der Geburtsstadt Ernst Blochs diese Frage aufzuwerfen. Sein „Prinzip Hoffnung“ (1959) bleibt einer der umfassendsten und kühnsten Hoffnungs- Entwürfe nach dem zweiten Weltkrieg.

Wir sind von Mega- Utopien in unserem Land ziemlich weit entfernt. Eher haben wir mit aktuellen Krisen zu kämpfen, von den hochbrisanten Konflikt- Gebieten in der Ukraine, in Syrien und dem Irak, in den von der Ebola- Epidemie getroffenen Ländern Afrikas. Mit der Kluft zwischen Arm und Reich im eigenen Land.

Unverdrossen zukunfts- orientiert äußern sich am ehesten technische Vordenker. In Speyer entwickelte vor 600 Hörern der zweite Mann auf dem Mond, Buzz Aldrin, seine Zukunftsträume: „Ein Weltraumshuttle- Programm zum Mars mit Zwischenstationen und ‚Tankstellen‘ auf dem Mond und auf den Asteroiden, die sich auf einem Gürtel zwischen Erde und Mars erstrecken. Alle 26 Monate könnten Menschen hin- und her transportiert werden...“ „Missions to Mars“ heißt das neue Buch, das diese Entwürfe des „Vorwärtsdenkers“ skizziert. (Rheinpfalz 6.10.14) Mag sein, dass viele auch heute solchen technischen Utopien anhängen und daraus ein Stück Lebenslust profitieren. Aber sind die

großen gesellschaftlichen Hoffnungsgeschichten nicht weithin geschrumpft oder in sektiererische Gruppen mutiert?

Die Frage heißt: kann die christliche Hoffnung nur wirklich vital werden, wenn sie an gesellschaftliche Aufbruchsphasen anknüpfen kann? Oder wird gerade dann die Verwechslung von irdischen Erwartungen und Reich- Gottes- Hoffnung dramatisch nahegelegt? Andererseits: wird christliche Hoffnung schwächig und kleinlaut in Zeiten des Stillstands, der Resignation und der Rückschläge? Kann eine christliche Hoffnungsrede wenigstens an technische Hoffnungsenergien anknüpfen, die in Umlauf sind? Oder muss sie gerade Distanz halten, um ihre eigene Botschaft nicht preiszugeben?

Christliche Hoffnung ist bezogen auf gesellschaftliche Hoffnungspotentiale und -widerstände.

4.

Inmitten der religiösen und weltlichen Hoffnungskonzepte der Zeitenwende reißt das Neue Testament hinein in eine umfassende, eine entschränkte, eine entfesselte Hoffnung. Ich kann das Neue Testament nicht lesen, ohne dem Glanz, der Freude und dem Zauber dieser Hoffnung zu begegnen. Ich kann darüber nicht klein denken. In einer Menschheit, die mit dem unbewältigbaren, dem grausamen Tod in tausend Gestalten zu kämpfen hat.

Das ist eine Entdeckung, mit Jesus von Nazareth zu tun hat, mit seiner Person und Verkündigung, mit seiner Auferstehung und seiner Würde als Kyrios. Muss man nicht von einer Wende in der Geschichte des Todes sprechen? Schon Paulus arbeitet in seinen Briefen daran, den Christusglauben als ein Manifest einer Grenzen sprengenden Hoffnung zur Sprache zu bringen. In den frühen Gemeinden zeigt der Apostel, bei den ersten schmerzlichen Todesfällen, einen Unterschied auf zwischen der hoffenden Trauer der Christen und den andern, die Paulus charakterisiert als solche, „die keine Hoffnung haben“. (1 Thess 4,13) Und der 1. Petrusbrief beginnt mit einem Gotteslob für die „lebendige Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“, die einer Neugeburt gleich kommt. (1 Petrus 1,3)

Die frühe Gemeinde sieht sich hineinversetzt in einen Prozess, der hinausweist über die pagane, auf das irdische Leben begrenzte Daseinsgestaltung. Was von der Frömmigkeit

Homers an die Antike prägt, ist ja wohl auch im römischen Imperium die dominante Haltung. Für die Christen dagegen wird der Tod von einer unüberwindbaren Grenzmauer einer geöffneten Tür. „Wer will uns scheiden von der Liebe Christi?“ (Römer 8,31)

Die frühen Christen wissen sich aufs engste verbunden mit der Hoffnungsgeschichte Israels, mit den Verheißungen der Propheten, der Zuversicht der Psalmen. Der jüdische Glaube hat seine Hoffnungen auf den lebendigen Gott lange leben können, mit einer Beschränkung der persönlichen Erwartung auf den diesseitigen Segen. Erst in der Makkabäerzeit kommt eine Jenseitshoffnung zum Durchbruch, die in manchen Psalmworten anklingt. Manche Gruppen bleiben gegenüber dieser Jenseitshoffnung gegenüber weiterhin skeptisch. So die Sadduzäer, die eine konkrete Erwartung mit einer Frage an Jesus ad absurdum führen möchten. Welchem Mann soll denn eine Frau gehören im Himmel gehören, die sieben Mal verheiratet war? „Ihr irrt, weil ihr weder die Schrift kennt noch die Kraft Gottes“, gibt ihnen Jesus zu denken. (Markus 12,24)

Es ist höchst spannend zu verfolgen, wie sich die Christus- Hoffnung verhält zu Hoffnungs-Konzepten der antiken Welt. Was für Unterschiede zwischen der Diesseitsreligion bei Homer und den Jenseitsversprechen der Mysterienreligionen! Und als eigenes Konzept die platonische Sicht, die, als Gewissheit einer gebildeten Minderheit, die Unsterblichkeit der Seele vertritt, die Unzerstörbarkeit des individuellen Personenkerns, so wenig destrudierbar wie mathematische Zahlen oder die Wahrheit des Denkens.

Im Neuen Testament begegnet uns, mit dem Weg, der Passion und der Auferstehung Jesu von Nazareth, eine unabsehbar weite Hoffnungsperspektive.

Die Eigenart der biblischen Hoffnung bleibt für mich unabsehbar reich, ebenso tröstlich wie anspruchsvoll. Das will ich nur nach drei Richtungen bedenken.

5.

Eine Vertröstungsbotschaft? Gesteigert durch eine nahe Erwartung des Reiches Gottes, das noch in der ersten Generation sich durchsetzen wird? Der Verdacht ist seit Feuerbach und Marx, seit Nietzsche und Freud in die Moderne eingewandert.

Ich lese das Neue Testament anders: Das erhoffte Reich Gottes ist keine bloße Zukunftsmusik, sondern wirkt heilend und verändernd bereits in die Gegenwart hinein.

„Das Reich Gottes ist schon mitten unter euch.“ (Lukas 17,20) Das zeigt sich, in der Evangelien- Überlieferung, in die Vielzahl der Heilungsgeschichten. Das erhoffte Gottesreich kommt schon jetzt Menschen zugute. Ist ein erfahrbares Geschenk.

Das wird besonders deutlich in den johanneischen Schriften. Ewiges Leben beginnt schon dort, wo die Liebe Gottes geglaubt und beherzigt wird. „Du hast Worte des ewigen Lebens...“ (Johannes 6,68), sagt Petrus zu Christus. Und Christus selber beteuert: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben.“ (Johannes 5,24) Das Ewige bricht ein in die zeitlichen Verläufe, mitten in der Vergänglichkeit. Das Unverlierbare, in der Zeit jenseits der Zeit. Aber auch bei Paulus gehört die Hoffnung zur neuen Schöpfung, die bereits begonnen hat: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden.“ (Korinther 5,17)

Diese Gegenwart des Reiches Gottes, des ewigen Lebens, des Heils ermöglicht ein neues Handeln. Es bleibt nicht bei einer tatenlosen, genießerischen Seligkeit. Das Geschenk der Hoffnung führt in die Arbeit: beharrliches, standhaftes Aushalten. 1 Thessalonicher 1,3! Darum gehört die Hoffnung nach dem Neuen Testament auch in die Ethik, das neue Handeln. Die Bergpredigt skizziert ein neues Verhalten, das auf Gegengewalt verzichtet, vom Auftrag zur Liebe auch die Widersacher und Feinde nicht ausschließt. Schon jetzt werden die seliggepriesen, die allen Bedrängnissen zum Trotz Wege des Friedens und des Erbarmens suchen. (Matthäus 5,7) Auch dort, wo man das Ende der alten Welt nahe glaubt, wo zunächst keine direkten Einflussmöglichkeiten gegenüber den Cäsaren gilt der Auftrag zu einem veränderten, von der Liebe geleiteten Miteinander. „Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes.“ (Römer 12,2) Der Apostel verfolgt Pläne, die ihn bis an die Grenzen der bekannten Welt nach Spanien führen.

Im Epheserbrief ist sogar die Aussage riskiert: Gott „hat uns mit auferweckt und miteingesetzt im Himmel in Christus Jesus“. (Epheser 2,6) Vorsichtiger der 1 Petrusbrief 1,3: „der uns neu geboren hat zu einer lebendigen Hoffnung...“ Bemerkenswert, dass eine Theologin wie Hildegund Keul sogar ein Buch schreibt mit dem gewagten Titel „Auferstehung als Lebenskunst“. (2014) Jedenfalls stiftet die Jenseitshoffnung immer neu zu irdischen Hoffnungen an: den runden Geburtstag erleben, die Taufe des zweiten Enkels, das nächste

Weihnachten, die Lösung eines lang mitgeschleppten Familienkonflikts. Den Hunger mildern, dem Unrecht widerstehen. Nirgends in dem riesigen Werk Luthers findet sich der Satz, der ihm so gern zugeschrieben wird. Und er ist charakteristisch für die irdische Umsetzung eines Jenseitshoffnung: „Und wenn morgen die Welt unterginge, würde ich heute ein Apfelbäumchen pflanzen.“

Das erhoffte Leben vertröstet nicht auf ein späteres Jenseits; auferstandenes und ewiges Leben beginnt real im Diesseits und erweist sich in irdischen Hoffnungen.

6.

Doch diese jetzt reale Trosterfahrung, die Glückseligkeit der Hoffnung erlischt nicht im Tod. Sie wird keineswegs ausgelöscht oder zunichte gemacht. Was wir erhoffen, ist auf eine Erfüllung angelegt. Der Weg der Gemeinschaft mit Gott wird ein Ziel haben.

Das ist eine Aussage, die von der Liebe inspiriert ist. Diese Hoffnung hat einen mitmenschlichen, einen altruistischen Kern. So viele im Scheitern abgebrochene Leben: die Unfall Toten, die Opfer der Kriege, die offenkundig Gescheiterten, die früh von Krankheit verlorenen Kinder: sollte der Gott des Lebens sie von der großen Erfüllung ausschließen? Jürgen Habermas hat in seiner Friedenspreisrede 2001 an diesen Ansatz erinnert: Hier äußere sich „der unsentimentale Wunsch, das andern zugefügte Leid ungeschehen zu machen. Erst recht beunruhigt uns die Irreversibilität vergangenen Leidens – jenes Unrecht unschuldig Misshandelten, Entwürdigten und Ermordeten, das über jedes Maß menschenmöglicher Wiedergutmachung hinausgeht. Die verlorene Hoffnung auf Resurrektion hinterlässt eine spürbare Leere.“ (2001 S. 49) Die Hoffnung auf eine gemeinsame Erfüllung, hin zur „Auferstehung der Toten und das ewige Leben“, ist keine bloß private Orientierung. Sie richtet sich auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. (Jesaja 65,17; 2 Petrus 3,13)

Darf diese Hoffnung auch ganz persönlich für das eigene Ziel, die erhoffte Glückseligkeit in Gott gewagt werden? Oder steckt in dieser Erwartung auf eine Vollendung des Erhofften eine Art von privatem Egoismus? „Ich glaube nicht an eine individuelle Fortexistenz, und ich möchte auch nicht in die Lage kommen, daran glauben zu müssen. Ich empfinde das wie eine Krücke des Glaubens, aber eigentlich sollten wir ja gehen lernen, und ich möchte gehen

lernen, ohne mich dieser bürgerlichen Krücke zu bedienen.“ (D. Sölle, Gegenwind, 1995, 302)
Aber hat das Gottesgeschenk der Hoffnung nicht eine ebenso persönliche Seite wie das des Glaubens und der Liebe? Und darf es als egoistisch herabgesetzt werden, das Geschenk der glückseligen Erfüllung auch für mich selber gelten zu lassen. „Wie sollte er uns mit ihm (mit Christus) nicht alles schenken?“ Und spricht der auferstandene Christus nicht Menschen ganz persönlich an: „Maria“, „Thomas“. Sollte das in eine Illusion münden, was D. Bonhoeffer vor seiner Hinrichtung bekennt: „Das ist das Ende, - für mich der Beginn des Lebens.“ (Nach Payne Best, Bethge, Dietrich Bonhoeffer, 1967, 1037)

Hier stecken heute besonders große Schwierigkeiten für ein Hoffnungs- Vertrauen. Trotzdem möchte ich zunächst formulieren: **Christlicher Glaube vertröstet nicht auf das Diesseits; sein Ziel ist auf eine persönliche wie gemeinsame Vollendung ausgerichtet.**

7.

Aber wie von dieser Vollendung überhaupt und neu sprechen? Kommt die Hoffnung durch die Sprache der Musik tiefer in die Seele? Gewiss wäre es wichtig, sich über die neuen Hoffnungslieder auszutauschen, von Kurt Marti (Der Himmel, der ist EG 153) und Arno Pörtzsch (Du kannst nicht tiefer fallen EG 533). Oder auch die künstlerischen Gegenwartsversuche zu meditieren. Die abstrakten Bilder Alfred Manessiers oder Andreas Felgers, zum Glaubensbekenntnis, die mir einiges bedeuten.

Ich bleibe, mit der Bibel und der reformatorischen Betonung, bei der Tragweite der Worte, auch der Bildworte. Es geht dabei vermutlich, wie im Hinblick auf das Gottesbild, um die Spannung zwischen Bilder- Vielfalt und Bilder- Verzicht.

Kein Zweifel, das Neue Testament bietet uns einen Reichtum an Vollendungsbildern. Bilder einer erfüllten Individuation und einer erlösten Gemeinschaft. „Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ (Lukas 23,43) Da hören wir vom himmlischen Fest- und Freudenmahl (Lukas 14) und von dem neuen Jerusalem (Offenbarung 21,2; Hebräer 12, 22), von der bergenden Heimat (Philipper 3,21), den himmlischen Wohnungen. (Johannes 14) Von der „Gottesruhe“, zu der wir unterwegs sind (Hebräer 4,10). Von der seligen Freude. Vom Lob Gottes ohne Störung und Missklang. Die Hand Gottes, die uns aufnimmt. Gerade das sehr anthropomorphe Bild von der „Hand Gottes“ findet auch heute viel Anklang. Mein Leben: „ich kann es in Gottes Hand geben. Und jetzt kommt das Ewige. Und auch das liegt in Gottes

Hand.“ (Margot Käßmann, Adeo Magazin 2/2014, S.6) Ich finde solche Ziel- und Geborgenheits- Bilder wichtig. In ihrer Vielfalt bieten sie auch die Freiheit, keineswegs auf bestimmte Symbole festgelegt zu sein.

Bilder- Vorsicht oder auch Bilder – Verzicht. Mir gibt zu denken, was Freya von Moltke (1911- 2010) im hohen Alter geäußert hat: „ Je älter ich werde, desto weniger bildhaft ist meine Vorstellung vom Himmel. Ich weiß immer weniger davon.“ (1994) Das Bilder- Verbot in Bezug auf Gott hat Folgen für die Sprache der Hoffnungs- Ziele. Im Neuen Testament begegnen äußerst knappe Kernaussagen: „So werden wir bei dem Herrn sein allezeit“. (1 Thessalonicher 4, 17) „Dann aber von Angesicht zu Angesicht“. (1 Korinther 13,12) „Dennoch bleibe ich stets bei dir“. (Psalm 73) Genügt das nicht?

Für das Ziel christlicher Hoffnung bietet die Bibel eine Vielzahl von Bildern, überschreitet aber zugleich alle äußeren Bilder. In dieser Spannung bewegt sich heute die Sprache der Hoffnung. Mit dem Mut, nach neuen Hoffnungsbildern Ausschau zu halten. Jörg Zink überschreibt den letzten Abschnitt seines Auferstehungs- Büchlein schlicht mit „Das große Licht“ und sieht die Hoffenden als solche, „die nach einem langen Weg zu Hause sind“. „Das Alter (bis zum Sterben) ist nicht das Ende von allem, sondern nur der letzte Takt einer Ouvertüre, und die eigentliche, die wunderbare Musik der Freiheit fängt erst an.“ (Auferstehung, 2011, 93.96 f.)

Das klingt beinahe lyrisch. Für mich ist die Lyrik ein wichtiger Ort. Teile der Psalmen, das Hohe Lied, die prophetischen Rufe lassen sich nur als Theopoesie kennzeichnen. Das Gedicht von Marie- Luise Kaschnitz habe ich an den Anfang gerückt. Das bleibt in seiner Bescheidenheit doch eine grandiose Aussage. „Nur Liebe frei gewordne/ Niemals aufgezehrte/ Mich überflutend...“

Oder die gewaltige Hoffnungsmeditation in Ernesto Cardenals Strophen „beim Tod Thomas Mertons“. Der das alte Bild vom Sterben als Neugeburt aufgreift: „dies natalis/ dieses pränatale Leben.../ die Gebärmutter verlassen / Etwas, das nicht absurd ist: sondern ein Geheimnis / Tor, zum Universum geöffnet/ und nicht ins Vakuumum...“

Oder in der äußersten Knappheit die Spuren der Hoffnung zu beschwören und kenntlich zu machen. Wie bei Rose Ausländer, Die Auferstandenen:

Wo sind / die Auferstandenen

Die ihren Tod / überwunden haben

das Leben lieblosen/ sich anvertrauen / dem Wind

Kein Engel / verrät / ihre Spur

Neu von der Hoffnung reden: das bedeutet für mich auch, neu übersetzen, was die biblischen Erfüllungsbilder meinen. Ich bleibe skeptisch gegenüber der Erwartung, die überkommenen Hoffnungssprachen durch eine neue Sprache zu ersetzen. Bei allem Respekt vor einem heute denkenden Glauben.

Der Geist gibt neue Worte ein; darin drückt sich der Pfingstglaube aus. Aber zugleich schenkt er das Gehör, um das Verborgene, das Eigentliche, das oberflächlich Unkenntliche in der Polyphonie des Überkommenen zu erhorchen, vielleicht zu übersetzen.

Wie hat sich meine eigene Hoffnungssprache geändert? Früh hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, dass mit Ostern eine Lebens- Wirklichkeit begegnet, die alle irdischen Wünsche übertrifft und überleuchtet. Gerade weil der Tod des Gottessohnes, der Kreuzestod Jesu so real ist: wie könnte sein Leben in Gott weniger real sein? Das erschien mir in den Osterszenen der Evangelien so aufregend wie in den Hoffnungsbriefen des Apostels Paulus. Und in den österlichen Gottesdiensten, in denen diese überwältigende Hoffnung zum Klingen kam. Und immer kam es mir so vor, als ob auch die großartigsten Osterpredigten nur vorläufig das Phänomen der Auferstehung zum Ausdruck bringen konnten.

In den letzten Jahren spüre ich ein langsames, deutliches Zurückweichen. Nach wie vor glaube ich, dass die Osterhoffnung alle menschlichen Revolutionen überbietet. Denn nach jeder Revolution bleiben die Friedhöfe erhalten, wie Ernst Bloch gesagt haben soll. Der neue Himmel, die neue Erde, das Reich Gottes: ein Leben ohne Friedhöfe. Aber immer mehr geht mir das Unzulängliche aller alten wie neuen Sprache auf. Und zugleich: das Unangemessene der Hoffnungssprache beunruhigt mich weniger als früher. „Unser Wissen“ wie unser Erkennen wie unsere Hoffnungssprache sind Stückwerk. (1 Korinther 13,12) Und doch: „Kein Aug hat je gespürt, kein Ohr hat je gehört solche Freude...“(Philipp Nikolai EG 147,3)

